

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 32

Artikel: Was der Bergführer erzählt...
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646332>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von blauer Klarheit. Von meiner Höhe aus gleitet der Blick dem ruhigen Ramm des Jura entlang und über das Aaretal hinweg bis zu den fern verschimmernden Dächern der St. Urjenstadt. Eine kleine Wendung nach rechts, und hinter dem walddunklen Büttenberg ragt in unbeschreiblicher Reinheit die Alpenkette in den Abendhimmel empor. Tief werde ich mir der Schönheit der Erde bewußt.

Das Leben ist eine Röstlichkeit, denke ich in solchen Augenblicken, die der Mensch damit bezahlt, daß er mit jedem neuen

Tag ein wenig älter wird. Aber diese Abschlagszahlung bedrückt mich vorderhand noch nicht. Es ist eine Amortisation wie irgendeine andere, und ich entrichte sie in bescheidenen Raten. Denn noch habe ich Zeit, Jahre und Jahrzehnte vielleicht. Schatten sind es noch nicht, was das Wort meines Sohnes heraufbeschworen hat. Nur ein stilles Besinnen, ein Innwerden.

Ein flimmernder Sommertag geht über die Erde hin. Die gedengelte Sense firt und rauscht durchs hohe Gras. Mir gilt sie noch nicht.

Was der Bergführer erzählt . . .

Von Luz.

„Guten Aben, Hans, wie geits?“

„D, i chan nid chlagen, we mu zweifusibezg Jahr ufem Buggel hed, su mues mu no flugs eis zfriden syn.“

Dann zog Hans, der alte Grindelwaldner-Bergführer, weiter an seiner Pfeife, die kein gutes Kraut enthielt. Trotzdem ließ ich mich in seiner Nähe nieder, wußte ich doch, daß, wenn ich das Glück hätte, ihn zum Reden zu bringen, ein unvergleichlicher Born kostbarer Erinnerungen aus ihm quoll. Es galt, den richtigen Ton zu finden und nicht zu unvermittelt das gewünschte Thema anzuschneiden.

Vom Alter lenkte ich auf das Wetter über, das einem manchmal arg mitspielt, dann aber mit Wärme und Sonnenschein gut macht und Betagte erquickt. Vom Wetter gings behutsam zur Jahreszeit, zur Saison, zum Fremdenstrom. Es gelang mir, den Alten aus seiner Schweigsamkeit herauszulocken, indem ich die alte gegen die neue Zeit vorteilhaft herauspuckte und unauffällig einige, übrigens berechnete, Schmeicheleien in bezug auf seinen Stand vorbrachte. Mühsam ging's, aber umso zielhafter.

Unterdessen wehte mir ein leises Lüftchen den Tabaksqualm unablässig ins Gesicht, sodaß mir hundeschlecht zu werden drohte. So schidlich ich konnte, versuchte ich Platz zu wechseln, um unter günstigerem Winde das Gespräch fortzusetzen. Es gelang. Alle Anstalten zu einem ersprießlichen Abendstiß waren getroffen; die Frucht blieb nicht aus.

„Ja“, seufzte Hans, „die gueten Heerren chemen nimme. Zu meinen Zeiten, so vor zwanzig, dreißig Jahren, da sind noch Berge gemacht worden, wohl, wohl. Da hatten die Herren noch Zeit und Lust. Jest dünkt mich, sie jagen nur dem Gelde nach und sehen nicht, wie schön es hier oben ist, vielleicht haben sie auch keinen Mut und Kraft.“

Ohne ihn zu verlegen, widersprach ich, hinweisend auf die Tatsache, daß in den letzten Jahren schwere und schwierigste Touren ausgeführt worden waren, so der Eigeraufstieg von der Mittellegi aus und der Jungfrau-Ostgrat. Hans blieb seinen Gefühlen treu.

„Mes ischt nimma“, fuhr er mir in meine Einsprache, „äs triffst, äs triffst, klar, aber die guten Herren kommen nicht mehr, oder es gibt keine mehr, ich weiß nicht. Dazumal, als ich mit Gruner ging, vierzehn Sommer fast hintereinander — o, das syn Zyten gyn.“

Ich weiß noch, als wir zum ersten Mal das Wetterhorn bestiegen, d. h. er, ich war schon zweiundzwanzig Mal droben. Wie ein Kind hat er sich gefreut an den Gletscherschründen, an den Steinhalden und den Felsgründen. Ein bißchen Angst hatte er im Couloir oben, aber ich habe sie ihm ausgeredet. Andern Tags mußte ich mit ihm zum Gletscher spazieren. Zwanzig Franken hat er mir dafür gegeben, o, das war ein guter Herr. Selb Sommer machten wir noch das kleine Schreckhorn und den Eiger. Das Wetter ist dann schlecht geworden, sonst hätte es mehr gegeben. Die Hauptsache ist, daß er zufrieden mit mir war und wieder kam.

Vierzehn Jahre sind wir zusammen in die Berge gegangen, nur ein Mal mußte er zu Hause bleiben, als sein Fraueli krank war. Es ist wieder gesund geworden und konnte im folgenden Sommer einige kleinere Touren machen. Gruner und ich haben dann noch etliche Viertausender gemacht. Beinahe wären wir damals ums Leben gekommen. Bist schon auf dem Schreckhorn gewesen?“ Ich bejahte.

„Dann weißt“, fuhr er fort, „wie es da überm Schreckfirn aussieht. Der Bergschrund war dannzumal weit.“

Wir sind rechtzeitig in der Schwarzeggütte gewesen und sind auch am Abend noch lange davor gefessen, bis halb elf Uhr, wenn mir recht ist. Eine wunderbare Nacht war's, die Sterne leuchteten, wie ich sie selten gesehen habe. Und warm war es auch, viel zu warm, ich hätte es wissen sollen, weißt so, wie wenn der Föhn kommt.

Geschlafen habe ich nicht, übrigens selten vor einer Hochtour. Ein Stündli oder anderthalb auf der Pritsche, dann war ich wieder zwäg. Am Mitternacht bin ich aufgestanden und habe uns einen kräftigen Kaffee gemacht. Punkt ein Uhr konnten wir die Hütte hinter uns schließen. Rasch sind wir aufwärts gekommen. Ich habe zwar nie pressiert, das ist das Dümme, was man machen kann. Man muß Sorge tragen zu den Kräften, weißt, die Herren sind nicht aus Eisen und Stahl. Lieber früh von der Hütte weg, dafür gleichmäßig vorwärts, ich habe damit immer die besten Erfahrungen gemacht.

Da im untern Couloir hat's ein bißchen geblasen, so lau und beklemmend. Ich hätt's wissen sollen; aber was denkst, ob man bei glanzheiterm Himmel umkehrt! Der Herr hätte das nicht begriffen, er war damals so gut aufgelegt, daß sein Fraueli wieder zwäg war und er wieder in die Berge konnte.

Auf dem Schreckfirn fing es an zu tagen. Dort haben wir noch etwas geessen und uns mittlerweile umgesehen, wie der Bergschrund am besten zu nehmen sei. Es war da ein Lauzug und ein Schneebüggli, aber bei dem warmen Wetter schien es mir etwas gewagt. Ich sagte nichts von meinen Besürchtungen, da auch ich den weiten Umweg vermeiden wollte. Item, wir sind glücklich hinübergekommen und dem Grate des obern Couloirs zugewartet. Der Schnee war weich, aber wenn wir einmal auf der Kante waren, so meinte ich, sei nichts mehr zu gefahren.

Geredet haben wir zwei nie viel auf dem Wege. Weißt, sie jagen: Wem ds Herz voll ist, dem geht ds Mul über. Ich meine, grad anders. Wer große Freude hat, der schweigt. Ich habe das Laveren in den Bergen nie leiden können. Und habe in den vielen Jahren immer die gleiche Erfahrung gemacht; wer am weitesten den Mund aufriß, der hat auch immer am wenigsten geleistet. Ist es nicht so?“

Seine Philosophie stimmte, ich gab das gern zu, in den Bergen, wie in den Niederungen.

„Eben, da stiegen wir empor, schön auf der Kante. Doch auf einmal . . . ja, was muß ich sagen, ich weiß selber nicht und doch ist es, als ob's gestern gewesen wäre . . . auf einmal rauscht es und tost es um uns, die weite stozige Fläche löst sich und gleitet abwärts. Ich will hinüberspringen, aber der Stand

fehlt, ich komme ins Rutschen; noch will ich den Bifel einflecken, aber die ganze Unterlage wird lebendig und halllos. Sodann bekomme ich einen Ruck vom Seil. Der Herr war derart überreißt, daß er keinen Versuch hätte machen können, sich zu halten. Da trieben wir denn an der gäßen Halbe erst langsam ins Couloir hinein und dort im Bauzug dem Bergschlund zu, der zweihundert Meter unter uns sich aufstaut.

„Schwimmen, obenauf bleiben“, schrie ich Gruner zu. Mein Zuruf muß ihm Trost gegeben haben und die Gemütsheil, daß noch nicht alles verloren sei, er hielt sich wacker. Ein, zwei Mal wollte ich untergehen, dann gab mir das Seil einen Ruck und entriß mich dem Schnee. In stets beschleunigter Fahrt tauchten wir dem Firne zu; Herrgott, der Schreck!

Zum Glück rieten wir knapp darüber hinaus und kamen mit den Waffen in der Ebene unten zum Stillstand. Ich lag eingeklemmt, war aber heil. Jedoch vom meinem Begleiter sah ich nichts. Mein Bifel war weg, lo arbeitete ich mich mit den Fingernägeln heraus. Geblutet hab ich, wie ein Schwein, alle meine Finger waren zerfurcht; was tuts! Die Angst um den Herrn trieb mich. Keine Spur sah ich von ihm, aber wie ich frei war, riß ich das Seil aus dem Schnee und folgte seinem Weg. Sochs bis sieben Schritte weiter mußte er vergraben sein, gottlos, das Seil hielt, er war noch daran.

Mit dem Sackmesser grub ich gierig in den Schnee, wie hab ich da gewerkelt! Wie auf einem Schlachtfeld hat's ausgesehen, so blutig war's ringsumber, doch spürte ich nichts. In wenigen Minuten — eine Gemütsheil fühlte es mir — kam ich auf den Sack und hatte bald das Gesicht abgedeckt. Ein bischen pustete er, sonst war er zwäg, freilich, bis wir Leib und Beine heraus hatten, verging eine schöne Weile. Aber was hatte das zu sagen: nichts war gebrochen, nichts gequetscht, beinahe haben wir lachen müssen.

Der Schrecken war klein: Die Finger zerfleischt, die heilten selber. Die Bifel verloren, auch die befamen wir wieder, als ein paar sonnige Tage sie ausgeepert hatten.

Aber weißt, Gruners Frauell hat nie etwas davon erfahren.“

Die Weite war dem Erzähler bei diesen Erinnerungen ausgegangen, was ich in Anbetracht der Qualität des Tabaks keineswegs bedauerte. Leider trat jetzt das Müdeli dazwischen, um zum Nachschessen zu mahnen. Eitliche Zeit schon hatte mir der Duft dampfender Kartoffeln ums Gesicht getricken, und ich hatte gefürchtet, das Erlebnis müßte unterbrochen werden bevor es fertig erzählt war. Ich durfte aufstehen sein. Dabei nahm ich mir vor, eines anderen Abends ebenso berechnend zu Werte zu gehen und dem erfahrenen Gebrüger mehr zu entlocken.

DAS VOLK DER LAPPEN

Spezialbericht für die Berner Woche von Herbert Alboth.

Fern allen Wirren und Räten unserer Zeit haufen in den Ländern, die wir das Dach Europas nennen, die letzten Nomaden unseres alten Erdteiles.

Heute noch wie vor Jahrhunderten folgt das Leben der Lappen, dem ewigen, immer gleichbleibenden Kreislauf der Natur. Niemand weiß, woher dieses Völklein einmal gekommen ist. Sicher ist, daß es mit keiner heute noch lebenden Volksrasse verwandt ist. Wahrscheinlich ist es einmal, dem Rande des zurückweichenden Inlandteiles — das auch einst ganz Europa bedeckte — in die Länder um den Polarkreis gelangt.

Dieses alte Völklein hat dem ewigen Druck zwischen Kultur und Natur Widerstand entgegengesetzt, und seine ursprüngliche, mit der Natur vermachene Lebensform, seine alte Kultur und Bräuche bis auf den heutigen Tag bewahrt. So kommt es, daß sich in unfernen alten Europa noch Nomaden finden, die heute noch mit ihren halbwidren Rentierherden von Weidplatz zu Weidplatz ziehen.

Der Lappe lebt allein nur vom Rentier, das ihm alles zum Leben Notwendige gibt, Nahrung, Kleider und Arbeitsgeräte. Das Rentier allein vermag die Länder am Polarkreis und über der Anbaugrenze nutzbar zu machen und einen Ertrag abzuwerfen. Selbst im langen Winter scharrt das Rentier unter dem tiefen Schnee nach dem Rentiermoos. Im kurzen Sommer, der nur drei Monate dauert, vertreiben sich die großen Herden über weite Gebiete und suchen nach den fetten Gräsern und Kräutern. So richtet sich das Leben der Lappen ganz nach den Rentieren, die ihnen auf ihren Wanderungen auch Trag- und Zugtiere sind. Meilenweit fahren die Lappen zur Winterzeit im Rentierhütten über vereiste Seen und Flüsse, überwachen die Herden und schlüpfen sie vor Wären und Wölfen.

Das Rentier nimmt auch in den Siebern und der Dichtung der Lappen den größten Platz ein. Wie für sich selbst, seine

Freunde und Feinde, hat der Lappe seinen „Kuelle“, sein eigenes Lied. Folgendes kleine Lied, aus dem Lappischen überfetzt, zeigt so schon das Denken und Fühlen der Lappen um das Rentier:

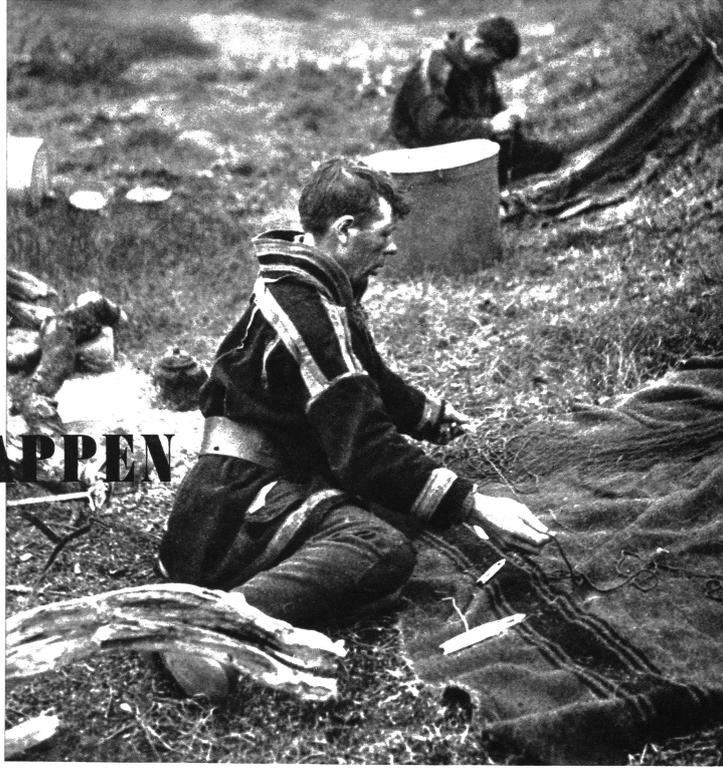
Reißes Rentier kam von ferne, ferne,
in dies wunderschöne Land.
Weide, weide in den moosbewachsenen Tälern.
Trinke, trinke aus der Seen Silberfluten.
Woja woja nana nana
Woja woja nana nana.

Nach der Mutter springt das Kälflein,
Springe, springe zu ihr hin, die dich liebevoll umfarget
Scharre, scharre Mutter für dein Kind,
unter hartem Schnee viel herrlich Ruos dir wartet.
Woja woja nana nana
Woja woja nana nana.

Oh wie herrlich glänzt im Feuertrahl der Sonne,
das weiße, weiße, fedeweiche Fell.
Springe, springe schnelles Rentier,
über Seen, weite Weiden, über Täler, Wald und Hjäll.
Woja woja nana nana
Woja woja nana nana.

Heute noch kultigen die Lappen im geheimen ihrer alten Religion, die ihrer Ansicht nach mehr mit der Natur vermachert ist, als das Christentum, das nur wie eine Oslatur über ihrem alten Glauben glänzt. In sturmigen Nächten, wenn nach langem, dunklem Winter die Sonne wiedererhebt, dann steigen die Alten hinauf zu ihren Opferplätzen, die schon vor Jahrhunderten in den heiligen Bergen lagen.

Die Lappen sind keine wilden Tiere, die sich von den Fremden bedauern lassen. Unberührt von den Menschen aus dem



Lappen beim Flicken der Fischnetze.



Festes Erdhäus im Sommer. Die Türe besteht aus einem Stück Rentierleder oder Zelttuch.



Im Herbst nach der Schlachtung. Vor den Häusern der Wintersiedlung hängt das würzige Rentierfleisch zum Trocknen an der Luft.